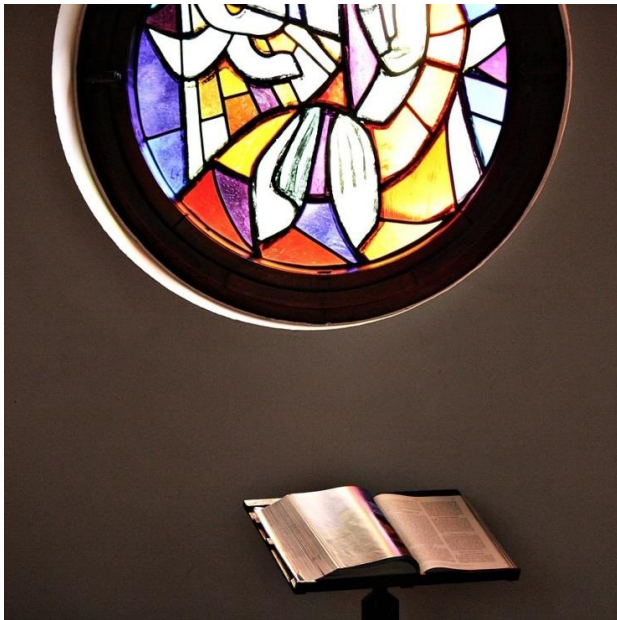


Bibelsonntag 2018

«Wie nur umgehen mit <dem Bösen>?»



Der diesjährige Bibelsonntag am 26. August stellt das Thema «Wie nur umgehen mit <dem Bösen>?» in den Mittelpunkt. Die Kollekte und Spenden werden für die bibelgesellschaftliche Arbeit in Armenien erbeten.

In den Reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn gehört der Bibelsonntag zu den obligatorischen, gesamtkirchlichen Kollekten. Andere Kirchen empfehlen die Kollekte zum Bibelsonntag in ihrem Kollektenplan.

Die Schweizerische Bibelgesellschaft (SB) lädt alle Kirchgemeinden und kirchlichen Gemeinschaften ein, einmal im Jahr einen Bibelsonntag zu feiern.

Damit will sie ...

- ... das Bewusstsein fördern, dass die **Bibel** die gemeinsame Glaubensgrundlage aller Christinnen und Christen ist.
- ... **Gruppen** unterstützen, die miteinander biblische Texte lesen und ihre Bedeutung für das tägliche Leben erkennen wollen.
- ... einen lebendigen **Gottesdienst** fördern, der von der Gemeinschaft der Gläubigen mitgestaltet wird.
- ... mithilfe der Bibelsonntagskollekte **biblische Projekte** unterstützen.

Unterlagen zum Bibelsonntag 2018

Vorwort	3
Projekt Armenien «Der Herr ist mein Licht und mein Heil».....	5
Kollekten-Aufruf.....	7
Die Schweizerische Bibelgesellschaft SB auf einen Blick	8
Erklärungen zum Bibeltext (Mt 13,24-30).....	10
Saatgut, Unkraut und «ein Feind»: Assoziationen zur Bildwelt des Gleichnisses	15
Vorschlag für einen Gemeindegottesdienst	18
Predigtskizze A	21
Predigtskizze B.....	26
Bibelarbeit: Unsere Welt heute – das Gleichnis vom Unkraut unter dem Weizen.....	32

Vorwort



Liebe Leserin, lieber Leser

Sie finden in diesem Dossier die Unterlagen für den diesjährigen Bibelsonntag am 26. August 2018. Wir haben eine Bibelarbeit, Erläuterungen zum Bibeltext, zwei Predigtskizzen und einen Gottesdienstvorschlag zusammengestellt. Weil man gute Modelle auch wiederholen darf, haben wir die Materialien zum Bibelsonntag von 2002 aus dem Archiv geholt, durchgesehen sowie hier und da redigiert. Das Material wurde damals von der Schweizerischen Bibelgesellschaft und der Bibelpastoralen Arbeitsstelle des Schweizerischen Katholischen Bibelwerks erarbeitet. Ein Jahr davor ist der Anschlag vom 11. September geschehen. Und seitdem hat sich einiges verändert. Nicht nur die Sicherheitskontrollen an den Flughäfen haben sich verschärft, auch das Miteinander national und international ist bissiger geworden.

Die holzschnittartige Rede von einer «Achse des Bösen», auf der sich Menschen und ganze Länder plötzlich augenreißend wiederfinden, ist wieder politikfähig geworden. Vom «Reich des Bösen» war in der Weltpolitik schon öfters die Rede. Und seitdem das Stichwort «Terror» die öffentlichen Diskussionen bestimmt, ist auch wieder klar, wo «der Feind» angeblich sitzt – nicht nur in der Ferne, sondern auch ganz nah, mitten in der eigenen, offenen Gesellschaft.

Das Gleichnis vom Unkraut unter dem Weizen (Matthäus 13,24-30), welches wir für den Bibelsonntag ausgewählt haben, hat ebenfalls mit «dem Bösen» zu tun. Es gibt klare Antworten: Das Unkraut, das sich auf dem Acker zeigt, ist nicht einfach zufällig dorthin geraten.

Nein, ein «feindseliger Mensch» hat es gesät, weil er Schaden wollte. Der Sämann und Hausherr geht das Problem jedoch in Ruhe an: Erst ganz am Schluss, bei der Ernte, soll das Unkraut vom Weizen getrennt und verbrannt werden. Bis dahin sollen die Knechte zuwarten, um den Schaden nicht grösser zu machen, als er sowieso schon ist.

Ist dieses Gleichnis eine hilfreiche Handlungsmaxime für uns heute? Für unsere Fragen nach Gerechtigkeit, Frieden und einem ausgewogenen Zusammenleben von verschiedenen Kulturen – trotz Terror hier und Gleichgültigkeit dort? Für unsere gesellschaftlichen und politischen Auseinandersetzungen in der Schweiz, die ebenfalls zunehmend von Freund-Feind-Szenarien und Schwarz-Weiss-Malerei geprägt sind?

Probieren Sie es aus! Wir hoffen, dass Ihnen die ökumenischen Arbeitsunterlagen zum diesjährigen Bibelsonntag dabei behilflich sind.

Projekt Armenien

«Der Herr ist mein Licht und mein Heil» (Psalm 27,1)



Armenien ist das älteste, christliche Land der Welt und die Heimat von rund 12 500 blinden oder stark sehbehinderten Frauen, Männern und Kindern. Müssen diese Menschen wegen ihrem Leiden, für das sie nichts können, auf den Zugang zur Heiligen Schrift verzichten?

"Man schaut, aber da ist nichts, wohin man schaut." Mit diesen Worten versuchte ein junger Mann Eva Thomi, Geschäftsführerin der Schweizerischen Bibelgesellschaft, zu erklären, was es heisst, blind zu sein. "In mir machte sich Betroffenheit breit", erklärt Eva Thomi. "Und gleichzeitig musste ich mir eingestehen, dass wohl nur Menschen, die nichts sehen oder die mit einer starken Sehbeeinträchtigung leben, wissen können, was das wirklich bedeutet. Und wie mit den täglichen Herausforderungen und Beeinträchtigungen umgegangen werden muss." Biblische Texte können für diese Menschen zu einer Quelle der Ermutigung und des Trostes werden.

Für alle – nicht nur für die Sehenden

Die Armenische Bibelgesellschaft ist, wie wir in der Schweiz auch, dem Grundsatz verpflichtet, die Bibel auf Wunsch allen Menschen zugänglich zu machen. Das heisst, dass niemand ausgeschlossen wird. Deshalb hat sie vor elf Jahren erstmals die Psalmen in drei Bänden in der Blindenschrift Braille produziert und davon je 500 Exemplare gedruckt. Vor vier Jahren dann hat sie auch mit der Produktion von biblischen Texten in Grossdruck begonnen – Ausgaben, die nicht nur von stark sehbehinderten Personen sehr geschätzt werden. Als einzige Institution im ganzen Land, die biblische Bücher für blinde und sehbehinderte Menschen bereitstellen kann, steht sie in der grossen Verantwortung, dem wachsenden Bedarf nach diesen Ausgaben gerecht zu werden. Gefragt ist jetzt das ganze Neue Testament! Im Weiteren ist dieses Jahr die Abgabe von 100 Exemplaren des Buches Sirach in Brailleschrift sowie 400 Exemplaren im Grossdruck geplant.

All das bedeutet für das kleine Bibelteam immens viel Arbeit und ein riesiges finanzielles Engagement, das es unmöglich alleine bewältigen kann. Es ist auf unsere Solidarität angewiesen. Herzlichen Dank, dass Sie diese wichtige Arbeit mit Ihrer Spende und Ihrer Fürbitte unterstützen.

Weitere Informationen finden Sie auf unserer Homepage:
www.die-bibel.ch Rubrik Projekte

Kollekten-Aufruf

Die Schweizerische Bibelgesellschaft stellt zum diesjährigen Bibelsonntag am 26. August 2018 das Gleichnis vom Unkraut unter dem Weizen (Mt 13,24-30) in den Mittelpunkt mit dem Thema «Wie nur umgehen mit <dem Bösen>?».

Die heutige Bibelsonntags-Kollekte ist bestimmt für die Schweizerische Bibelgesellschaft. Sie unterstützt und fördert wissenschaftlich fundierte Übersetzungen und Revisionen der biblischen Texte.

Unter anderem sind dies auch biblische Texte für blinde und sehbehinderte Menschen. Im ältesten christlichen Land der Welt beispielsweise, in Armenien, sind es rund 12'500 Menschen, die infolge ihrer Blindheit oder ihrer starken Sehbehinderung mit teils massiven Beeinträchtigungen leben müssen. Ohne fremde Hilfe sind viele alltägliche Dinge kaum zu bewältigen. Diese Abhängigkeit beeinflusst das Selbstwertgefühl. Eigenständig und selbstbestimmt anstehende Aufgaben erledigen und dabei erleben, wie sich dies positiv auf die Lebensqualität und das Selbstbewusstsein auswirkt, ist oft nicht möglich. Biblische Texte können für diese Menschen zu einer Quelle der Ermutigung und des Trostes werden. Deshalb hat man vor elf Jahren erstmals die Psalmen in der Blindenschrift Braille produziert. Vor vier Jahren konnte dann auch mit der Produktion von biblischen Texten in Grossdruck begonnen werden. Ausser der Bibelgesellschaft gibt es keine Institution in Armenien, die biblische Bücher für blinde und sehbehinderte Menschen bereitstellen kann. Die Verantwortung ist sehr gross, um dem wachsenden Bedarf gerecht zu werden. Diese wichtige Arbeit für Menschen, welche mit Blindheit oder einer starken Sehbehinderung leben, ist auf unsere Solidarität und unsere finanzielle Unterstützung angewiesen.

Herzlichen Dank, wenn Sie dieses Engagement der Schweizerischen Bibelgesellschaft mit Ihrer Spende unterstützen.

Reformierte Kirchen Bern-Jura-Solothurn:

Der Synodalrat dankt Ihnen herzlich für Ihr Engagement und Ihre Spenden und bittet die Kirchgemeinden um Überweisung an:

*Reformierte Kirchen Bern-Jura-Solothurn, Gesamtkirchliche Kollekten, PC 31-702745-4
IBAN CH39 0900 0000 3170 2745 4, Vermerk «Bibelsonntagskollekte». Besten Dank.*

Die Schweizerische Bibelgesellschaft SB auf einen Blick

Die Vision der SB

Die biblischen Texte stehen jedem Menschen, der danach verlangt, in der Sprache seines Herzens zur Verfügung und das zu einem Preis, den er sich leisten kann.

Mission Statement

Die Schweizerische Bibelgesellschaft unterstützt und fördert wissenschaftlich fundierte Übersetzungen und Revisionen der biblischen Texte. Ebenso beteiligt sie sich an der Herstellung und Verbreitung der Bibel in von Kirchen gewünschten Sprachen und Ausgaben in der Schweiz und im Ausland. Darüber hinaus engagiert sie sich für einen offenen Dialog über die Bibel in der heutigen Gesellschaft. Die SB finanziert ihre Arbeit durch Mitgliederbeiträge, Spendengelder, Kollekten, institutionelle Beiträge und den Verkauf ihrer Produkte.

Die SB...

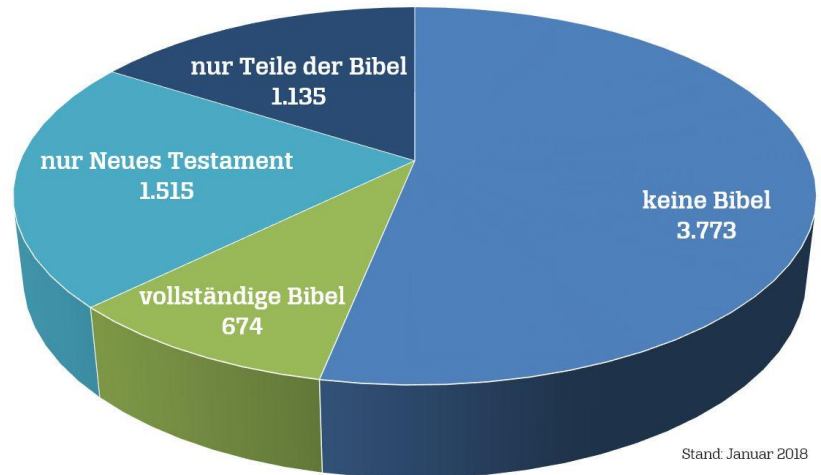
...ist eine überkonfessionelle Non-profit-Organisation.

...wurde 1955 gegründet und ist als Verein organisiert. Ihre Mitglieder sind Kirchen, christliche Gemeinschaften und Werke sowie Einzelpersonen in der Schweiz.

... ist seit ihrer Gründung Mitglied des Weltbundes der Bibelgesellschaften (United Bible Societies, UBS), in welchem 148 nationale Bibelgesellschaften zusammengeschlossen sind.

...zeigt sich solidarisch mit den nationalen Bibelgesellschaften und fördert die Bibelübersetzung, Bibelverbreitung und Bildungsprojekte in anderen Ländern.

Bibelübersetzungen in den Sprachen der Welt



Stand: Januar 2018

... informiert mit der Zeitschrift «die Bibel aktuell» viermal jährlich über Projekte der Bibelgesellschaften, die von der SB mit Spendengeldern unterstützt werden. Gleichzeitig erhält die Leserschaft einen Einblick in die Arbeit der SB und in die weltweite Bibelübersetzung und -verbreitung.

... informiert mit dem Newsletter sechs- bis achtmal jährlich kurz, schnell und aktuell über die Aktivitäten und Anliegen der SB.

... will sich auf Facebook dort bewegen, wo sich die Menschen treffen: mit aktuellen Informationen und Bildern.

... betreibt den *bibelshop.ch*. Im elektronischen Buchladen erhalten Sie neben einem grossen Angebot an Bibeln auch sämtliche Artikel mit einer ISBN. Mit jedem gekauften Buch, jeder DVD oder CD unterstützen Sie gleichzeitig die Arbeit der SB.

Weitere Informationen zum Bibelsonntag 2018 erhalten Sie bei der Schweizerischen Bibelgesellschaft:

Eva Thomi, Geschäftsführerin, Spenden und Projekte
eva.thomi@die-bibel.ch / +41 (0) 32 327 20 27

Karl Klimmeck, Stv. Geschäftsführer, Verkauf und Theologie
karl.klimmeck@die-bibel.ch / +41 (0) 32 327 20 25

Schweizerische Bibelgesellschaft
Spitalstrasse 12, Postfach, 2501 Biel
info@die-bibel.ch
www.die-bibel.ch / www.bibelshop.ch

Erklärungen zum Bibeltext (Mt 13,24-30)

Ackerbau zur Zeit Jesu

Zur Zeit Jesu gehört der Ackerbau neben der Viehzucht zur hauptsächlichen Kulturform. Der Boden wird mit dem Pflug bearbeitet und zur Aussaat mit der Egge vorbereitet. In der Zeit von November bis Februar, der Regenzeit, wird angebaut. Der Samen wird von Hand aus einer beutelartigen Tasche breit ausgestreut; nur hin und wieder wird er in die verhältnismässig niedrigen Pflugfurchen eingestreut. Angebaut werden Weizen in Galiläa und dem fruchtbareren Ostjordanland, Gerste in Judäa. Dazu kommen auch Dinkel (Jes 28,25; Ez 4,9), eine weizenähnliche Brotgetreideart, und vor allem die aus Afrika stammende Hirse. Ein Feld soll jedoch nur mit einer Getreideart besät werden (Lev 19,19). Die Aussaat wird in der Regel gepflegt. Regelmässige Düngung aber gibt es nicht. Üblich ist aber das Jäten von Unkraut auf den Feldern. Die Ernte beginnt – je nach Witterung und Lage des Feldes – etwa Anfang April mit der Gerste und erstreckt sich über rund zwei Monate, wobei der Weizen zuletzt geerntet wird. Der Ertrag pflügt bei dem minderwertigsten Getreide, der Hirse, am reichsten zu sein, dann folgt die Gerste und schliesslich der wertvolle Weizen. Die Schnitter mähen das Getreide mit einer Handsichel und legen sie in Büscheln ab. Diese werden zusammengebunden, manchmal zum Trocknen aufgestellt oder direkt auf den Dreschplatz gebracht.

Mt 13,24-30

Ausgangspunkt ist zunächst der natürliche Ablauf: es wird gesät, es wachsen gute und schlechte Kräuter, und es wird geerntet. Diese Sicht entspricht wohl auch einer ältesten Fassung des Gleichnisses (A). Erst in einer zweiten Phase – wohl auch einer redaktionellen Bearbeitung – wird die Sicht erweitert und Knechte und Schnitter werden mit ihren Fragen und ihrem Handeln einbezogen (B). In beiden Sichtweisen geht es aber primär um die Aussaat, den Weizen. Die Deutung in 13,36-43 eine nochmals spätere Redaktionsstufe, führt noch einen Schritt weiter und malt das angedrohte Gericht aus (C). Die Bedeutung des Unkrauts nimmt mit jeder Bearbeitungsstufe zu: Zunächst (A) ist das Unkraut Teil des natürlichen Wachstumsvorgangs, dann wird es zum Inhalt einer Auseinandersetzung zwischen Knechten und

Hausherrn (B) und schliesslich noch allegorisch gedeutet (C), wobei der Akzent deutlich verschoben wird.

A. Der Bauer, seine Saat und sein Umgang mit Unkraut

- Unkraut unter dem Weizen = Taumellohch

Das griech. zizánia, das Fridolin Stier in seiner Übersetzung mit «Tollkraut» wiedergibt, ist der Taumellohch (*Lolium tremulentum*), ein hoch werdendes, steifes Gras, das zwischen dem Sommergetreide wächst. Anfangs unterscheidet es sich vom Weizen nur durch seine schmalen und glatten Blätter, später auch durch die sehr dünnen und grannigen Ähren. Die kleinen schwärzlichen Körner sind in der Regel von einem Pilz befallen und dann giftig. Ihr Genuss verursacht beim Menschen Kopfschmerzen und Schwindel, beeinträchtigt die Sehkraft und kann manchmal sogar tödlich wirken. Da das Jäten infolge der Ähnlichkeit mit dem Weizen schwierig war, schied man den Lolch meist nach der Ernte durch besondere Lolchsiebe aus und verbrannte ihn.

- Wie geht der Bauer mit dem Unkraut um?

Dass guter Samen neben Unkraut wächst, gehört eigentlich zur Erfahrung jedes Bauern und Gärtners. Da der gute Samen durch das Unkraut bedroht werden kann, versucht man in der Regel, dieses zu bekämpfen. Schon auf der (vermutlichen) ersten Redaktionsstufe irritiert der Hausherr jedoch: Er lässt der Natur seinen Lauf und vertraut auf die Trennung zur Zeit der Ernte.

B. Bauer und Knechte reagieren verschieden auf die Aussaat von Unkraut durch einen Dritten

- Wie verhält sich der Bauer, wenn ein anderer Unkraut gesät hat?

Erstaunlich und aussergewöhnlich ist, wie das Unkraut in diesem Fall auf das Feld kommt: durch einen Feind, bei Nacht. Nach der Aussaat greift einer ein. In der Zeit zwischen Aussaat und Ernte gibt es offensichtlich Gefahren, die nicht vorausgesehen werden können. Es geht um diese Ereignisse dazwischen. Erstaunlich (angesichts dieser speziellen Art des Unkrautes jedoch auch verständlich) ist, dass auch hier für

Geduld plädiert wird. Das Wirken des «Feindes», der im Gleichnis nicht näher beschrieben wird, wird nicht untersucht. Es wird ihm sogar Spielraum gelassen, denn auch seine Aussaat darf wachsen. Ausreissen würde die eigene Frucht gefährden. Der Hausherr hält auch jetzt noch an seinem Vertrauen fest. Bei der Ernte kann immer noch, sogar viel besser und effektiver, zwischen Frucht und Unkraut unterschieden werden. Die Krise, die durch die Aussaat des Feindes entstanden ist, kann auch eine Chance sein: Die gute Frucht wird sichtbarer und hebt sich klarer von der vergifteten ab.

- Wie verhalten sich die Knechte?

Ganz anderer Meinung sind seine Knechte. Sie wollen jetzt schon daran gehen, in der Zeit dazwischen also. Jetzt muss etwas getan werden gegen den feindlichen Akt. Das Böse muss ausgerissen werden. Wo kämen wir denn hin, wenn wir alles und jedes wachsen liessen? Wildwuchs bedroht die Ernte, ja infiziert das Gute. Eine Krise muss an der Wurzel angegangen werden, sobald sie das erste Mal auftaucht.

- Und bei der Ernte?

Ungewohnt ist wiederum das Vorgehen: Zuerst wird das Unkraut zu Bündeln geschnürt und verbrannt und dann erst wird der Weizen in die Scheune eingebracht. Wider jede bäuerliche Logik das Unkraut zuerst! Hier geht es nicht mehr um die Landwirtschaft. Eine Scheidung, eine Bewältigung der Krise auf dem Acker, muss irgendwann geschehen. Es geht dabei nicht um ein Ausrotten, sondern darum, dass Leben weitergehen kann. Deshalb muss das Todbringende, der Tod, das Unkraut zuerst bearbeitet und verbrannt werden. Beides zusammen in die Scheune zu bringen wäre sinnlos, denn damit würde die Krise des Ackers auch in die Scheune eingetragen. Dort aber soll nur der Weizen seinen Platz haben.

- Ein Gleichnis vom Himmelreich

Das Gleichnis steht unter einer Überschrift: So, wie es im Gleichnis trotz Unkraut zur guten Ernte kommt, ist es auch mit dem Himmelreich. Matthäus redet vom Himmelreich und meint damit das Reich Gottes, die neue Welt Gottes. Er vermeidet nach jüdischer Sitte das Wort «Gott», das man nicht aussprechen darf. Es geht ihm aber genau um Gott. Und wenn er Jesus Gleichnisse vom Himmelreich erzählen lässt,

dann will er seiner Gemeinde in bildhafter Weise zeigen, wie Gott wirkt: Als Bauer sät er den guten Samen aus. Es gibt aber nicht nur den guten Samen in dieser Welt. Der Acker der Gemeinde wird von vielfältigen Samen, Ideen, Meinungen und Verhaltensweisen beeinflusst. Das lässt sich nicht vermeiden. Als Feind wird in jüdischen Texten häufig der Teufel bezeichnet. Das Nebeneinander von Unkraut und Weizen kann in jüdischen Gleichnissen auch für die Völker und Israel stehen. Diese Bilder sind den ersten Christinnen und Christen also möglicherweise bekannt. Lernen aber müssen sie das Vertrauen darauf, dass der gute Samen Chancen hat, selbst wenn er unter Unkraut wachsen muss. Da braucht es während des Wachsens keine vorschnelle Scheidung durch Knechte, die ausjäten wollen. Dies besorgt ein anderer, der zur Erntezeit seine Schnitter schickt und dann eine Trennung vollzieht. Bis dahin soll wachsen, sogar wenn damit auch der Feind eine Chance hat. Das Endergebnis wird eindeutig sein.

Exkurs zu Mk 4,26-29

Im Markusevangelium steht an der Stelle unseres Gleichnisses das Gleichnis von der selbstwachsenden Saat. Auffallend ist die gleiche Thematik, wonach ein Mann Samen aussät und dann schlafen geht. Der Same wächst Nacht und Tag, wie, weiss er nicht. Die Ernte folgt deshalb ganz selbstverständlich bei der Reife.

Das Gleichnis kann als Gegengeschichte zu unserem Gleichnis gelesen werden. Wahrscheinlicher ist aber, dass unser Gleichnis bei Mt eine Weiterschreibung des Gleichnisses von Mk ist. Was in Mk 4,26-29 steht ist die selbstverständliche Wahrheit aus der Sicht der Saat. Sie wächst «automatisch» bis zur Reife und dann kann die Frucht geerntet werden. Realität ist aber auch, dass Unkraut wächst. Und bei diesem Ansatz setzt Mt 13,24-30 ein.

C. Das Gleichnis als Gerichtsandrohung: Ausblick auf Mt 13,36-43

Das Matthäusevangelium überliefert auch eine Fortschreibung des Gleichnisses, die einige Aspekte allegorisierend deutet und wahrscheinlich auf Matthäus und seine Gemeinde zurückgeht. Die Bildebene des Gleichnisses verliert damit ihren Sinnüberschuss, die Deutung wird einseitig zugespitzt (das «Warten auf die Ernte» spielt

z.B. keine Rolle mehr). Der Mann/Hausherr wird zum «Menschensohn», der Feind zum Teufel, die Ernte zum Weltende usw. Wer nicht hören und verstehen kann, dem wird also drastisch eingebläut, worum es geht. Die Insider werden aufgeklärt, und es wird tüchtig Angst gemacht. Alles Anstössige und Gesetzlose, das Böse wird herausgerissen und verbrannt. Und damit wird gleichzeitig gesagt, dass diese Insider, die Gemeinden, eigentlich schon vorher darauf achten sollten, das Böse auszu-rotten. Eine erschreckende Erstarrung ist da geschehen. War bis jetzt das Leben im Vordergrund, wird jetzt dem Vernichteten die Priorität gegeben. Nur so, in der engen Ausrichtung am Guten und der scharfen Verurteilung des Bösen, so scheint es, wird noch das Heil gesehen.

Exkurs zur matthäischen Gemeindesituation

Das Gleichnis hat einen Entwicklungsprozess durchgemacht – und dabei eine Verengung erfahren, die es geradezu zur Gegengeschichte zum Gleichnis von der selbstwachsenden Saat aus dem Markusevangelium hat werden lassen. Dieser Prozess muss konkrete historische Gründe haben: Offenbar fiel es der matthäischen Gemeinde schwer, so vertrauensvoll zu leben, wie es die vermutliche Frühfassung des Gleichnisses (A) und das Gleichnis von der selbstwachsenden Saat noch nahelegt. Welche konkrete Gemeindesituation im Hintergrund dieses «Vertrauensverlustes» stand und ob dieser Prozess mehr von inneren oder von äusseren Konflikten beeinflusst wurde, ist jedoch schwer zu bestimmen. Eine Deutung bietet die Predigt-skizze in diesem Heft: Das Gleichnis wendet sich möglicherweise gegen den Versuch, die Identität der matthäischen Gemeinde durch Abgrenzung von der römischen Weltmacht einerseits und den jüdischen Schwestern und Brüdern andererseits zu bestimmen. Identität, so könnte man Matthäus in den Mund legen, darf nicht auf Abgrenzung und «Ausreissen» aufbauen, sondern auf Vertrauen – und wenn es «nur» das Vertrauen in eine Ernte bzw. in ein Gericht ist, die/das die aus dem Lot geratenen Zustände wieder zurechtrückt.

Pfr. Urs Jörg, Präsident der Basler Bibelgesellschaft und ehemaliger Generalsekretär der Schweizerischen Bibelgesellschaft.

Saatgut, Unkraut und «ein Feind»: Assoziationen zur Bildwelt des Gleichnisses

Die Hörerinnen und Hörer des Gleichnisses haben sich schon früh gefragt, wie die einzelnen Elemente auf der Bildebene des Gleichnisses interpretiert werden könnten. Dies hat auch zu der allegorisierenden Auslegung geführt, wie sie im Matthäusevangelium selber vorgeschlagen wird (Mt 13,36-43). Die folgenden Ausführungen verstehen sich nicht als Deutungen des Gleichnisses, sondern als weiterführende Gedanken zu einzelnen Stichworten.

Saatgut ist ins Gerede geraten, diverse Lebensmittel- und Getreideskandale haben dafür gesorgt: Heute können Bäuerinnen und Bauern nicht mehr sicher sein, ob sie wirklich «sauberen», «guten» Samen aussäen. Verunreinigungen mit genmanipuliertem Saatgut sind zum Normalfall geworden, weil sich Gen- und «natürlicher» Mais, der ja ebenfalls schon schwindelerregend hochgezüchtet ist, gar nicht konsequent trennen lassen. Mancherorts verdrängt genmanipuliertes Getreide sogar schon das «natürliche» – zur Freude der Konzerne, die das Saatgut herstellen. Denn sie lassen sich «ihre» Erfindungen patentieren, so dass nicht einmal mehr die Bäuerinnen und Bauern in der Zwei-Drittel-Welt ihr Saatgut für das nächste Jahr aus ihrer Ernte entnehmen dürfen. Stattdessen müssen sie jedes Jahr neues Saatgut kaufen. Wer sich nicht daran hält, wird vielleicht schon bald mit einem neuen Gen im Saatgut bestraft: Das könnte das Saatgut so verändern, dass die Ernte des Gen-Saatgutes unfruchtbar ist und sich nicht mehr zur Aussaat eignet. Da braucht es gar keinen «Feind» mehr, um das Leben unerträglich zu machen.

«Raus und weg damit!» Sehr sympathisch sind mir die Knechte im Gleichnis. Sie beobachten den Acker nicht nur aufmerksam und merken sofort, wenn da etwas nicht mehr stimmt. Sie kommen auch gleich mit einem Handlungsvorschlag – und mit einem guten noch dazu. Für einen erfahrenen Knecht ist es doch ein Kinderspiel, das Unkraut zu jäten, ohne dass das Getreide Schaden nimmt! Jedenfalls gibt es sicher keine grösseren Verluste, als wenn man einfach untätig die Ernte abwartet, wie

es der Hausherr vorhat. Wer weiss, was da noch alles droht – Zuwarten ist ein unkalkulierbares Risiko!

Schnelles Erfassen eines Problems, erfolgsorientiertes Handeln und dem Konkurrenten immer einen Schritt voraus: Geradezu Managerqualitäten sind das. Wer auf Nummer Sicher gehen will, steht auf Seiten der Knechte!

Wer kennt sie nicht, die Auseinandersetzungen zwischen den Liebhaber/innen englischen Rasens auf der einen und denen wilder, bunter Blumenwiesen auf der anderen Seite? Hier das prächtige Grün, das schön weich unter den Füßen kitzelt, wenn ich barfuss darüber laufe. Schöner als auf einem Orientteppich! Dort die ungezügelte Gräser-und-Blumen-Orgie, die ihren eigenen Reiz hat, aber Heuschnupfen-Geplagte wahnsinnig werden lässt. An diesen Gegensatz knüpft Hilde Domin mit ihrem Gedicht «Sämann» an. Was für eine irritierende Vorstellung: Gott als Kraft, die unsere «reinrassigen», z.B. nationalistischen Ordnungen durcheinander bringt und uns Blumensamen hineinpustet in unseren schönen englischen Rasen – einfach so ...

Wer oder was ist jetzt eigentlich «das Böse»? Das Gleichnis macht es sich einfach. Es bleibt auf der Bildebene und spricht allgemein von einem «feindlichen Menschen» und vom «Unkraut». In der Geschichte des Christentums haben jedoch schon viele konkrete Gruppen und Einzelpersonen als «Feinde» herhalten müssen – mit schwerwiegendsten, oft sehr blutigen Folgen: «die Juden», «die Indianer» und «die Neger» (wobei die letzten beiden hier nur stellvertretend für alle kolonialisierten Völker stehen sollen), «die Täufer», «die Hugenotten» und «die Waldenser», «die Hexen», «die Katholiken», «die Reformierten» oder sonstige Andersgläubige, aber auch abstraktere Grössen wie «die Sünde», «die Sexualität», «der Individualismus», «die Emanzipation» usw. Wer unterscheidet aber zwischen «Gut» und «Böse»? Gerade kirchliche Kreise sind sich darüber oft äusserst uneins. Wer heute über «Feinde» spricht, muss sich also zunächst über eine Frage klar werden: Was sind die Kriterien dafür, dass jemand oder etwas zum «Feind» gestempelt wird? Das Parteiprogramm der SVP, CVP, FDP, SP und wie sie alle heissen? Die Bundesverfassung? Die

Menschenrechte? Jesus? Die Bibel? Und wenn die Bibel: Welche Seite? Und in welcher Auslegung?

Manchmal wünsche ich mir so viel Gelassenheit und Ruhe, wie sie der Hausherr im Gleichnis ausstrahlt. Er macht sich keine Illusionen darüber, woher das Unkraut kommt. Er hat offenbar schon früher lernen müssen, dass es tatsächlich Schlechtes, ja sogar böse Menschen und wirkliche Feinde in seinem Leben gibt. Aber er gibt ihnen nicht mehr Gewicht als ihnen zusteht. Er vertraut auf das Wachsen der guten Saat und auf die Gesetze der Ernte. Dass seine Ernte deshalb geringer ausfallen könnte als gedacht, zieht er nicht einmal in Betracht. Das wiederum finde ich befremdlich. Denn was ist, wenn ich nun selber unter den Pflänzchen bin, die unter dem Unkraut leiden, ja vielleicht sogar davon erstickt werden?

«Es gibt eine Zeit zum Pflanzen und eine Zeit zum Abernten der Pflanzen, eine Zeit zum Töten und eine Zeit zum Heilen, eine Zeit zum Niederreißen und eine Zeit zum Bauen»: So dichtete Kohelet, der realistische, skeptische (und, nebenbei gesagt, ziemlich reiche) Weise (vgl. Koh 3,2f). Können sich nur Reiche wie Kohelet und der Gutsherr im Gleichnis diese Gelassenheit leisten? Und was ist die Zusicherung, dass «bei euch sogar die Haare auf dem Kopf alle gezählt sind» (Mt 10,30) wirklich wert, wenn es ernst wird und mir das Vertrauen fehlt, auf die Ernte zu warten?

Lic. theol. Detlef Hecking, Zentralsekretär des Schweizerischen Katholischen Bibelwerks und Leiter der Bibelpastoralen Arbeitsstelle in Zürich.

Text redaktionell leicht gekürzt.

Vorschlag für einen Gemeindegottesdienst

Lied	Erfreue dich, Himmel, erfreue dich, Erde (KG 574/RG 100)
Besinnung	
Gebet	Gott, mitten in unserer schönen, aber auch verletzlichen Welt stehen wir vor dir und bitten dich: Führe du uns in allen unseren offenen Fragen. Begleite unser Han- deln mit deiner heiligen Geistkraft, damit unsere Welt zum Ort von Gerechtigkeit und Frieden wird, zum guten Lebensort für alle Menschen und Völker. Amen
Lesung	Gen 1,11-13
Lied	Gott, deine Güte reicht, so weit der Himmel ist (KG 571/RG 28)
Evangelium	Mt 13,24-30
Verkündigung	Predigtgespräch oder Predigt (s. Predigtsskizzen A und B, ab Seite 22) Themenkreise für das Predigtgespräch: Erster Themenkreis (5'): Mehrere Personen unterhalten sich über verunsichernde, bedrohliche Lebens- und Weltsituationen und unse- re Reaktionen darauf (analog zu Schritt 5 und 6 der Bibelarbeit). Zweiter Themenkreis (5'): Was bedeutet es für unsere heutigen Situa- tionen, wenn wir den Lösungsvorschlag des Gleichnisses überneh- men sollen? Welche Chancen und Gefahren sind damit verbunden? (Analog zu Schritt 3 der Bibelarbeit). Dritter Themenkreis (5'): Handlungsperspektiven entwickeln: Gibt es noch andere Handlungsmöglichkeiten ausser «Ausreissen» oder «Wachsen lassen»? (Analog zu Schritt 5 der Bibelarbeit)
Lied	Weit wie das Meer ist Gottes grosse Liebe (KG 596/RG 700)
Credo	Wir glauben an Gott, den Urgrund der Schöpfung und alles Lebendigen. Wir glauben daran, dass Gott die Welt nicht nur sich selbst überlässt, sondern sie weiter im Leben hält, heute und jeden Tag.

Wir glauben an Jesus, unseren Bruder, den Messias.
Er ist nicht gekommen um zu richten, sondern um aufzurichten.
So ist er zum Zeichen der Hoffnung für alle Menschen geworden.
Er erinnert uns daran,
dass Glauben Begegnung bedeutet, Freiheit und Gemeinschaft,
Hinleben auf Gottes Reich und seine Gerechtigkeit - heute und jetzt.
Wir glauben an die Heilige Geistkraft,
die unter vielen Namen verehrt wird:
Ruach, Weisheit und Sophia,
Gottes Kraft in unseren Händen und in unseren Herzen.
Sie macht lebendig und schafft Einheit,
sie stiftet Vertrauen und ist Begleiterin auf unserem Weg,
sie verbindet uns mit Jesus, dem Messias,
und mit Gott, dem Urgrund allen Lebens. Amen

Fürbitten

Ewiger Gott, wir kommen zu dir und bitten dich:

- für alle Frauen, Männer und Kinder, die sich für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung einsetzen: Stärke sie mit deiner heiligen Geistkraft, mach ihnen Mut und schenke ihnen Ausdauer für ihre Arbeit.
- für die Politikerinnen und Politiker und für alle anderen, die Einfluss auf die öffentliche Meinung haben: Dass sie ihre Verantwortung wahrnehmen und sich Feindbildern und Schwarz-Weiss-Malerei entgegenstellen.
- für die, die alles Böse am liebsten mit Stumpf und Stiel ausrotten möchten: Öffne ihnen die Augen für die Folgen ihres Tuns. Hilf ihnen darauf vertrauen, dass Recht und Unrecht bei dir nicht vergessen gehen.
- für die Angehörigen aller Konfessionen und Glaubensgemeinschaften, besonders für die Verantwortlichen in allen Religionen: Dass sie dem Missbrauch von Religion entgegenreten und sich für Verständigung einsetzen.
- für die Opfer von Krieg und Folter, Hunger und Gewalt und für all die, an die niemand mehr denkt: Sei ihnen mit deiner Liebe nahe.

Ewiger, menschenfreundlicher Gott: Wir vertrauen darauf, dass du unsere Welt bis ins Innerste kennst und uns erhörst. Amen.

Abendmahl / Eucharistie

Text zur Meditation

Hilde Domin, Sämann

Der große Sämann,
ungerufen,
blies einen Atem von Blumensamen über mich hin
und streute eine Saat
von Kornblumen und rotem Mohn
in meine Weizenfelder.

Das leuchtende Unkraut,
mächtiger Sämann,
wie trenn ich es je
von den Ähren,
ohne die Felder zu roden?

(in: Gesammelte Gedichte
Frankfurt, 4. Auflage 1987, S. 130)

Schlusslied

Wenn wir jetzt weitergehen (KG 150/RG 347)

Sendung

Es segne und behüte uns (KG 675/RG 352)

Hinweis auf die Kollekte zum Bibelsonntag (vgl. Kollekten-Aufruf Seite 7)

Weitere Liedvorschläge

Manchmal kennen wir Gottes Willen (KG 184/RG 832)

Gott liebt die Welt mit ihrer Schuld (KG 201/RG 373)

Gedenke unser, o Herr (Seligpreisungen) (KG 214/RG 585)

Gib uns Weisheit, gib uns Mut (KG 229/RG 835)

Sende aus deinen Geist (KG 489/RG 63)

Der Himmel, der ist, ist nicht der Himmel, der kommt (KG 507/RG 867)

Erd und Himmel sollen singen (KG 584/RG 249)

Da pacem Domine (KG 590/RG 333)

Unsere Zeit in Gottes Händen (KG 690/RG 24)

Wechselnde Pfade (KG 710/ RG 699)

*Lic. theol. Detlef Hecking, Zentralsekretär des Schweizerischen Katholischen Bibelwerks und Leiter der
Bibelpastoralen Arbeitsstelle in Zürich. (Redaktionell leicht bearbeitet.)*

Predigtskizze A

Das Reich der Himmel / Das Reich Gottes

Das Reich Gottes wird in der Regel als das Reich der Gerechtigkeit und des Friedens verstanden. Auch im Matthäusevangelium gibt es genügend Anhaltspunkte für eine solche Deutung. Dass wir in einem Reich des Friedens und der Gerechtigkeit leben, können wir aber kaum behaupten – und es gibt viele Menschen, die daran wohl lieber ein «weniger denn je» anhängen würden als die Rede vom «nahe herbeigekommenen Himmelreich». Gerade als solches Reich des Friedens und der Gerechtigkeit erscheint es uns als etwas Fernes, etwas gar Transzendentes, etwas, das jedenfalls nicht von uns herzustellen ist – und deshalb auch nichts, was in der alltäglichen Realität der Menschen vorkommt und dort zu erkennen wäre.

Das Gleichnis und das alltägliche Leben der Menschen

Im Gleichnis vom Unkraut unter dem Weizen ist jedoch sehr wohl vom alltäglichen Leben der Menschen die Rede – vom Säen, vom Ernten und vom Unkraut, das die Ernte bedroht. Von einem Vorgang also, den jeder Bauer zur Zeit Jesu bestens kennt. Und doch verlässt die Erzählung gleich nach dem ersten Satz dieses selbstverständliche alltägliche Leben. Denn da kommt einer, der Unkraut (Taumelloch) auf einen Acker sät, auf dem bereits Weizen gesät ist. Und ein solcher muss ein Feind sein. Er muss einer sein, der nur Zerstörung im Blick hat. Mit der Alltäglichkeit ist es mit dem zweiten Satz bereits zu Ende. Wer sich beim Hören des ersten Satzes auf die Agrarwelt eingestellt hat, der traut seinen Ohren bei diesem zweiten Satz schon nicht mehr. Es geschieht das Ungeheure, dass einer «des Nachts» – also ohne, dass der Bauer (oder man) es merkt – kommt und den Sinn des Säens zunichte macht, rückgängig macht, indem er Unkraut dazu sät und die Arbeit zerstört. Motive, Gründe, Erklärungen werden keine gegeben – das hingegen ist dem Bauer zur Zeit Jesu wieder klar: Es gibt keine Gründe für ein solches Tun. Erklärungen wären nur Rechtfertigungen von etwas, das keine Rechtfertigung erhalten kann. Es ist so sinnlos wie nur etwas sinnlos sein kann. Und deshalb wohl steht da nur, dass das ein Feind sein muss, es kann gar nicht anders sein.

Der Feind im alltäglichen Leben der Menschen

Das Auftreten dieses Feindes ist unverständlich, mit ihm wird das alltägliche Leben, wie es die Bauern kennen, verlassen – und doch kommt die Erzählung auf einer andern Ebene mit diesem zweiten Satz auf die Alltäglichkeit zurück: auf den Feind.

Denn der Feind ist Teil dieses Alltags, er ist Teil des Lebens der Menschen – und ebenso ist er der Skandal darin. Dass es ihn gibt, ist unverständlich, ungeheuerlich, nicht legitimierbar, aber alltäglich.

Was ist jetzt zu tun? Diese Sachlage stellt vor ein Problem: Es gibt den Feind. Es gibt diejenigen, der das, was in bester Absicht getan wird, und was das Leben und Zusammenleben ermöglichen und fördern soll, in Frage stellt; es gibt diejenigen, der dieses Leben und Zusammenleben nicht will, aus unverständlichen Gründen ablehnt, zerstört und unmöglich machen will. Und zwar tritt er nicht auf als einer, der dem Bauer oder dem Sämann offen entgegentritt, sondern heimtückisch, in der Nacht, so dass ihn niemand bemerkt und niemand erkennt – oder zumindest lange nicht erkennt. Wie soll man mit dem Feind umgehen, der einem immer eine Nasenlänge oder eine paar Schritte voraus ist – weil man ihn nicht bemerkt? Wie soll man das Problem lösen, dass man immer zu spät bemerkt, wo Zerstörung einsetzt, dass die Zerstörung schon fortgeschritten ist, wenn man sie als Zerstörung erkennt?

Die Unheimlichkeit des Bösen

Es gibt da eine Anweisung im Alten Testament. Nach den Gesetzestexten sind dem Volk Israel ganz bestimmte Verfahrensweisen, Strafen und Wiedergutmachungsregeln gegeben, mit deren Hilfe es «das Böse aus seiner Mitte wegschaffen» soll (so z.B. in Dtn 21,21f). Aber wie führt man diese Anweisung aus, wenn der «Feind in der Nacht kommt» und unerkant sein Zerstörungswerk beginnt? Oder wenn er Handlanger benutzt, Mittelsmänner einsetzt, Menschen versklavt und sich dienstbar macht? Oder wenn er (als Wolf) im Gewand eines Schafes auftritt? Oder wenn er unerkant uns selbst in Beschlag nimmt und uns reitet, dass sich die andern fragen: Wird er vom Teufel geritten? Es gibt zwar eine praktische Schwierigkeit beim Erkennen des Bösen, aber es gibt auch und das ist das eigentliche Problem – auch eine prinzipielle Schwierigkeit. Und die äussert sich darin, dass die «Ausrottung des Bösen» selber ein Zerstörungsakt ist. Diesem Problem stehen wir zum Beispiel bei der Frage der Todesstrafe gegenüber. Denn die Todesstrafe ist die Identifizierung eines Menschen mit der Hoffnungslosigkeit. Dafür gibt es praktische Gründe, aber keine prinzipiellen. Die Motive des Tuns des Bösen, die Motive für Zerstörung, liegen immer im Unklaren, im Unverständlichen – und jede Theorie, die hier Verständlichkeit suggeriert, legitimiert das Böse und die Zerstörung. Weil die Gründe für die Ablehnung des Lebens und des Guten im Leben immer unverständlich sind.

Das Gleichnis nimmt also Bezug auf einen alltäglichen Sachverhalt. Aber es nimmt implizit auch Stellung zu diesem Sachverhalt. Es verkauft uns eine ganze Theorie. Dass das Böse nicht gar so böse sei, diese Legitimierung lässt das Gleichnis nicht

gelten. Es gibt da schon ein Erkennen, das zwar nicht selbstverständlich ist, weil es Mut braucht, das aber durchaus von uns fordert, zu sehen was ist: die unheimliche Macht und Schattenhaftigkeit des Bösen, der Zerstörung, die bis in die Unerkennbarkeit hinein geht, bis in unsere Vernebelung der Klarsicht, wenn es um die Frage der Zerstörung geht. Wir sollen erkennen, dass wir auch uns bei der Frage des Bösen nicht ausnehmen können, dass wir auch uns selbst nicht trauen können. Denn vielleicht, wer weiss, sind wir bereits Opfer dieses nächtlichen Feindes, der gekommen ist und unseren guten Willen versetzt hat mit dem Unkraut, dem giftigen «Taumelolch», so dass bei dem, was wir tun, nicht mehr das herauskommt, was wir eigentlich wollten – nur: Wir merken es vielleicht zu spät.

Die unfriedliche Koexistenz mit dem Bösen

Darum besteht nach dem Gleichnis das Reich Gottes in der unfriedlichen Koexistenz mit dem Bösen. Nicht nur wegen der praktischen Unerkennbarkeit des Bösen – die auch ihr Recht hat – sondern wegen der prinzipiellen Unerkennbarkeit. Oder anders ausgedrückt: Weil wir nie sicher sein können, ob wir nicht an dem, was wir als böse erkennen, selber als Täter beteiligt sind. Und weil wir nie sicher sein können, ob Gott nicht aus dem, was wir als Werk der Zerstörung identifizieren, gerade einen Segen wachsen lässt.

Die Koexistenz mit dem Bösen ist die einzige Form, in welcher wir überleben können – so müsste man es zugespitzt ausdrücken.

Und das muss auch das Problem der matthäischen Gemeinde gewesen sein, die offenbar die Neigung hatte, ihr Wissen um das Böse zu missbrauchen und es zur Stärkung der eigenen Gruppenidentität – und zur Verunglimpfung der «Feinde» zu verwenden.

Zur geschichtlichen Situation

Denn die Feinde, auf die im Gleichnis angespielt wird, waren mit grosser Wahrscheinlichkeit die jüdischen Schwestern und Brüder der Gemeinde des Matthäus. Als Matthäus das Gleichnis aufschrieb, so ungefähr im Jahr 85 n.Chr., lebte das Judentum gerade in einer sehr schwierigen Situation. Der Tempel in Jerusalem, das kultische Zentrum, war seit 15 Jahren zerstört. Man musste sich neu organisieren. Jüdische Pharisäer unter Rabban Johannan-ben Zakkai brachten aber das Kunststück fertig, jüdischen Glauben und jüdische Religion ausserhalb von Jerusalem und ohne Tempel zu leben, und gründete ein Lehrhaus in Jaffna in Galiläa. Nach 71 n.Chr. waren die Pharisäer deshalb die einzige jüdische Gruppierung, welche das Judentum repräsentierte – alle anderen wurden bedeutungslos.

Vor 71 hatten im Judentum immer verschiedene Gruppen oder Positionen ihren berechtigten Platz. Die Situation nach 71, nach der Zerstörung des Tempels verlangte jedoch eine Integration der verschiedenen Richtungen. Abweichungen wurden nur noch in begrenztem Masse erlaubt. Eine Sammlung der Kräfte war jetzt nötig. Die christlichen Jüdinnen und Juden waren in dieser historischen Situation aber nicht integrationsfähig. Sie waren radikal, kompromisslos und hatten mit ihrem Messiasglauben einen Exklusiv-Anspruch: Man musste den Messiasglauben annehmen, da gab es aus christlicher Perspektive keine Kompromisse. Eine solche Gruppe war nicht integrationsfähig und musste ausgeschlossen werden, weil sie die innere jüdische Einheit gefährdete. Der Bruch zwischen den christlichen Juden und der Synagoge geht wahrscheinlich auf diese spezifische historische Situation zurück.

Die Zeit der Abfassung der Evangelien (wahrscheinlich aller Evangelien) war also eine Zeit, in welcher die messianische Gemeinde sowohl durch die Katastrophe von 71 als auch durch den drohenden Ausschluss aus der Synagoge bedroht war. Sie lebte als sozial, religiös und wirtschaftlich diskriminierte Minderheit unter schwierigsten Bedingungen. Und es gab in den christlichen Gemeinden beide Tendenzen: die Tendenz, den Messiasglauben aufzugeben und zur Einheit mit dem Judentum zurückzukehren und so wenigstens ein Minimum an Schutz zu haben – und auch die andere Tendenz, an der Radikalität festzuhalten und nicht nur die Römer, sondern auch die Juden zu Feinden zu stilisieren und die eigene Identität auf dieser Abgrenzung aufzubauen. Mit der zweiten Tendenz hatte es Matthäus in seiner Gemeinde wohl zu tun.

Die Hoffnung auf das Endgericht

Matthäus stellt sich mit seinem Evangelium gegen diese Weise der Identifizierung des Bösen mit «dem andern», dem «Feind», und er ortet den «Feind» ganz anderswo: in der Unheimlichkeit und Unverständlichkeit.

Diese Art der Sicht des Bösen ist anders als diejenige, die in Dtn 21,21 zum Ausdruck kommt. Hier bei Matthäus ist der Kampf gegen das Böse wesentlich komplizierter geworden, der Feind wesentlich heimtückischer, und die Hoffnung wesentlich instabiler und zerbrechlicher. Sie ist nicht mehr rechtsstaatlich abgesichert, und der Kampf gegen das Böse ist wieder offen. Es besteht keine Hoffnung mehr darauf, dass «wir die Sache schon regeln» können; sondern es besteht einzig noch die Hoffnung darauf, dass Gott auch die Übermacht des Bösen, des Feindes, niemals zum Anlass nehmen wird, es zu rechtfertigen. Oder anders ausgedrückt: Es besteht nur noch die Hoffnung auf das Endgericht, das die Dinge wieder zurechtrücken soll und wird. Das Auftreten dieses Feindes im Gleichnis ist Anfechtung; es ist die Infrage-

stellung Gottes selbst. Und die Frage, die am Schluss des Textes entsteht, ist folgende: Worin besteht denn der eingangs formulierte Vergleich mit dem Reich Gottes («Das Reich Gottes ist wie...»)? Müssten wir nicht zum Schluss kommen, dass das Reich Gottes in diesem erhofften Gericht besteht, das einst die «Dinge wieder zurechtrücken» wird? Müssten wir nicht sagen: Dieses Gericht gibt es tatsächlich, wir spüren seine Wirkungen bis mitten hinein in unsere Existenz, indem wir uns nicht abfinden können mit den abscheulichen Taten «des Feindes»? Müssten wir nicht sagen: Unsere Hoffnung ist dieses Gericht, so wie es uns Matthäus im Vers 30 unseres Textes sagt? Und müssten wir nicht die Ansage in Vers 24 «Das Reich der Himmel ist gleich...» gerade auf diesen Vers 30 beziehen, auf das Gericht, das eine völlig durcheinander gebrachte Welt wieder zurechtbringen wird, weil es im Moment danach aussieht, dass kein Mensch und keine Menschengruppe das schaffen kann?

PD Dr. Kurt Schori, Privatdozent Religionspädagogik am Institut für praktische Theologie der Universität Bern.

Predigtskizze B

Matthäus 13,24-30

Der bibelsonntägliche Text in diesem Jahr ist dem Gleichniszyklus im 13. Kapitel des Matthäusevangeliums entnommen. Das Evangelium erzählt uns sieben Gleichnisse, wovon das erste das berühmte Sämanngleichnis ist. Im Zusammenhang dieses ersten Gleichnisses sagt Jesus den Jüngern, warum er ihnen diese Gleichnisse erzählt: weil «es ihnen gegeben sei, die Geheimnisse des Reiches Gottes zu erkennen» (Mt 13,11). Die sechs weiteren Gleichniserzählungen in diesem Kapitel sind offenbar diesem Zweck zu- oder untergeordnet: sie werden erzählt, «weil es ihnen gegeben ist, die Geheimnisse des Reiches Gottes zu erkennen» und beginnen alle mit dem stereotypen Satz «Das Reich der Himmel ist gleich...».

Damit stellen sich bereits mit dem ersten Satz grundsätzliche Schwierigkeiten ein. Erstens scheint es doch nicht ganz so selbstverständlich zu sein, die Geheimnisse des Reiches Gottes zu erkennen, denn sonst wäre die Erzählung der Gleichnisse ja nicht nötig. Und diese erste Schwierigkeit wird noch dadurch unterstrichen, dass es in der Tat in eben diesem 13. Kapitel zweimal vorkommt, dass dem erzählten Gleichnis auf die Rückfrage der Jünger, die nicht in der Lage sind, das Gleichnisse zu verstehen, eine explizite und in beiden Fällen eher schwerfällige als einleuchtende Deutung nachgeliefert wird – so in den Versen 36 bis 43 auch zu unserem Gleichnis. Man muss also im Blick auf die Jünger geradezu von Begriffsstutzigkeit sprechen. Und es ist die Frage, ob diese Begriffsstutzigkeit nicht auch für uns zutrifft, die wir uns doch in der Regel als Jünger und Jüngerinnen Jesu verstehen, also ebenso zur Erkenntnis der Geheimnisse des Reiches Gottes in der Lage sind. Was erwarten wir denn eigentlich, wenn wir «von den Geheimnissen des Reiches Gottes» sprechen hören? Sind das so eine Art Zuckerschleckereien, die den folgsamen Kindern vorbehalten sind? Oder handelt es sich dabei eher um esoterische Erkenntnisse, die nur solchen zugänglich sind und zugänglich gemacht werden, die entsprechende Eintrittsrituale haben über sich ergehen lassen?

Nach dem Matthäusevangelium, in welchem das Reich Gottes manchmal oder sogar häufiger auch Himmelreich genannt wird, handelt es sich auf jeden Fall um den

Zielpunkt und das Hauptanliegen des Strebens der Menschen. Da hinein wollen wir und da hinein zu kommen kann – nach der Auffassung des Evangelisten – auch nur das einzig sinnvolle Anliegen sein. Das Evangelium scheint ebenso vorauszusetzen, dass das möglich sei oder möglich geworden sei. Das bestätigt sich nicht nur durch die Aussage, dass «uns die Geheimnisse des Reiches Gottes gegeben seien» (13,11), sondern auch durch weitere ähnliche, wie diejenige in Mt 16,19, in welcher Petrus den Schlüssel zum Reich der Himmel erhält oder Mt 23,13, nach welcher Heuchelei eine Form ist, das Reich der Himmel nicht nur für sich, sondern auch für andere zu verschliessen. Nach Mt 3,2 ist das Reich der Himmel nahe herbeigekommen. Auch das kann man als «in Reichweite gekommen» verstehen, und nach Mt 5,3 und 19,14 gibt es bereits bestimmte Gruppen von Menschen, die in dessen Besitz sind bzw. darin weilen – nämlich die geistlich Armen und die Kinder.

Ebenso gibt es aber nach Mt 5,20; 7,21; 19,12 und 19,23 Hinderungsgründe für den Eintritt ins Reich der Himmel oder ins Reich Gottes. Und in allen diesen Fällen bestehen diese Hinderungsgründe in einem fehlerhaften, schändlichen Verhalten. Diese Aussagen machen unzweideutig klar, dass der Eintritt ins Reich Gottes mit einem Verhalten verbunden ist, dass also die Herbeiführung des bzw. das Eintreten in das Reiches Gottes eine Sache unseres Willens und unseres Tuns ist.

Diese Beobachtung aber führt auf die zweite Schwierigkeit, die mit diesem ersten Satz «Das Reich der Himmel ist gleich...» verbunden ist – und das ist seine indikative Form: «Das Reich der Himmel ist gleich...»

Zwar heisst es in Mt 3,2, dass «das Himmelreich nahe herbeigekommen sei» – also noch nicht da, noch nicht Realität, noch nicht etwas, das uns vor unseren Augen steht oder zu unseren Füßen liegt. Und trotzdem scheinen seine Geheimnisse erkennbar zu sein. Was bedeutet das? Um was für eine Nähe handelt es sich dabei? Ist das eine Nähe, die eher die noch bleibende Restdistanz im Blick hat oder ist es eine Nähe, die die Restdistanz als Bagatelle erscheinen lassen möchte. Wie nahe ist denn das Reich Gottes herbeigekommen? Und wie kommt es zur Überwindung dieser Restdistanz? Könnte es vielleicht sein, dass die Überwindung der Restdistanz eben mit der Erkenntnis «der Geheimnisse des Reiches Gottes» unsererseits zusammenhängt?

Das Reich Gottes wird in der Regel als das Reich der Gerechtigkeit und des Friedens verstanden. Auch im Matthäusevangelium gibt es genügend Anhaltspunkte für eine solche Deutung. Eben das macht diese indikativische Formulierung zusätzlich suspekt. Dass wir in einem Reich des Friedens und der Gerechtigkeit leben, das können wir wohl kaum behaupten – und es gibt nicht wenige Menschen, die daran wohl lieber ein «weniger denn je» anhängen würden als die Rede vom «nahe herbeigekommenen Himmelreich». Gerade als solches Reich des Friedens und der Gerechtigkeit erscheint es uns als etwas Fernes, etwas gar Transzendentes, etwas, das jedenfalls nicht von uns herzustellen ist – und deshalb auch nichts, was in der vorfindlichen, alltäglichen Realität der Menschen vorkommt und dort zu erkennen wäre. Was bedeutet es, dass die Erkenntnis aber gerade uns als Jünger und Jüngerinnen Jesu zugemutet und abverlangt wird? Und in welchem Verhältnis steht dazu die andere Beobachtung, nach welcher das Reich Gottes eine Sache unseres Tuns und unseres Willens ist?

Ebenso dürfte es uns deshalb befremden, wenn zu Beginn des Gleichnisses nun ausgerechnet von einer solchen alltäglichen Vorfindlichkeit die Rede ist – eine alltägliche Vorfindlichkeit des Säens, des Unkrautes und des Erntens. Von einem Vorgang also, den jeder Bauer zur Zeit Jesu, der sich mit Saatgut auskennt und der um die Tücken des «Taumellolchs» weiss, bestens kennt. Und doch verlässt die Erzählung gleich nach dem ersten Satz diese Selbstverständlichkeit der vorfindlichen Alltäglichkeit. Denn da kommt einer, der Unkraut (eben Taumellolch) auf einen Acker sät, auf dem bereits Weizen gesät ist. Und ein solcher muss ein Feind sein. Er muss einer sein, der nur Zerstörung im Blick hat. Mit der vorfindlichen Alltäglichkeit ist es mit dem zweiten Satz bereits zu Ende. Wer sich beim Hören des ersten Satzes auf die angetönte Agrarwelt eingestellt hat, der traut seinen Ohren bei diesem zweiten Satz schon nicht mehr. Es geschieht das Ungeheure, dass einer «des Nachts» – also ohne, dass der Bauer (oder man) es merkt – kommt und den Sinn des Säens zunichte macht, rückgängig macht, indem er Unkraut dazu sät und die Arbeit zerstört. Motive, Gründe, Erklärungen werden keine gegeben – das hingegen ist dem Bauer zur Zeit Jesu wieder klar: es gibt keine Gründe für ein solches Tun. Erklärungen wären nur Rechtfertigungen von etwas, das keine Rechtfertigung erhalten kann. Es ist so sinnlos wie nur etwas sinnlos sein kann. Und deshalb wohl steht da nur, dass das ein Feind sein muss, es kann gar nicht anders sein.

Das Auftreten dieses Feindes ist unverständlich, mit ihm wird «vorfindliche Alltäglichkeit» verlassen – und doch kommt die Erzählung auf einer andern Ebene mit diesem zweiten Satz auf die vorfindliche Alltäglichkeit zurück: auf den Feind. Denn der Feind ist Teil dieser vorfindlichen Alltäglichkeit – und ebenso ist er ihr Skandalon. Dass es ihn gibt, ist unverständlich, ungeheuerlich, nicht legitimierbar, aber alltäglich.

Was ist jetzt zu tun? Diese Sachlage stellt vor ein Problem: es gibt den Feind. Es gibt denjenigen, der das, was in bester Absicht getan wird, und was das Leben und Zusammenleben ermöglichen und fördern soll, in Frage stellt; es gibt denjenigen, der dieses Leben und Zusammenleben nicht will, aus unverständlichen Gründen ablehnt, zerstört und unmöglich machen will. Und zwar tritt er nicht auf als einer, der dem Bauer oder dem Sämann offen entgegentritt, sondern heimtückisch, in der Nacht, so dass ihn niemand bemerkt und niemand erkennt – oder zumindest lange nicht erkennt. Wie soll man mit dem Feind umgehen, der einem immer eine Nasenlänge oder eine paar Schritte voraus ist – weil man ihn nicht bemerkt? Wie soll man das Problem lösen, dass man immer zu spät bemerkt, wo Zerstörung einsetzt, dass die Zerstörung schon fortgeschritten ist, wenn man sie als Zerstörung erkennt?

Es gibt da eine Anweisung im Alten Testament. Nach den Gesetzestexten sind dem Volk Israel ganz bestimmte Verfahrensweisen, Strafen und Wiedergutmachungsregeln, bei bestimmten Vergehen gegeben, mit deren Hilfe es «das Böse aus seiner Mitte ausrotten soll» (so z.B. in Dt 21,21f). Aber wie führt man diese Anweisung aus, wenn der «Feind in der Nacht kommt» und unerkannt sein Zerstörungswerk beginnt? Oder wenn er Handlanger benutzt, Mittelsmänner einsetzt, Menschen versklavt und sich dienstbar macht? Oder wenn er (als Wolf) im Gewand eines Schafes auftritt? Oder wenn er unerkannt uns selbst in Beschlag nimmt und uns reitet, dass sich die andern fragen: wird er vom Teufel geritten? Es gibt zwar auch eine praktische Schwierigkeit beim Erkennen des Bösen, aber es gibt – und das ist das eigentliche Problem - auch eine prinzipielle Schwierigkeit. Und die äussert sich darin, dass die «Ausrottung des Bösen» selber ein Zerstörungsakt ist. Diesem Problem stehen wir zum Bsp. bei der Frage der Todesstrafe gegenüber. Denn die Todesstrafe ist die Identifizierung eines Menschen mit der Hoffnungslosigkeit. Dafür gibt es praktische Gründe, aber keine prinzipiellen. Die Motive des Tuns des Bösen, die Motive für Zerstörung, liegen immer im Unklaren, im Unverständlichen – und jede Theorie, die

hier Verständlichkeit suggeriert legitimiert das Böse und die Zerstörung. Weil die Gründe für die Ablehnung des Lebens und des Guten im Leben immer unverständlich sind.

Das Gleichnis nimmt also Bezug auf einen alltäglichen Sachverhalt. Aber es nimmt implizit auch Stellung zu diesem Sachverhalt. Es verkauft uns eine ganze Theorie. Dass das Böse nicht gar so böse sei, diese Legitimierung lässt das Gleichnis nicht gelten. Es gibt da schon ein Erkennen, ein Erkennen, das zwar nicht selbstverständlich ist, weil es Mut braucht, das aber durchaus von uns fordert, zu sehen «was ist». Die unheimliche Macht und Schattenhaftigkeit des Bösen, der Zerstörung, die bis in die Unerkennbarkeit hinein geht, bis in unsere Vernebelung der Klarsicht, wenn es um die Frage der Zerstörung geht. Wir sollen erkennen, dass wir auch uns bei der Frage des Bösen nicht ausnehmen können, dass wir auch uns selbst nicht trauen können. Denn vielleicht, wer weiss, sind wir bereits Opfer dieses nächtlichen Feindes, der gekommen ist und unseren guten Willen versetzt hat mit dem Unkraut, dem giftigen «Taumellolch», so dass bei dem, was wir tun, nicht mehr das herauskommt, was wir eigentlich wollten – nur: wir merken es vielleicht zu spät.

Darum besteht nach dem Gleichnis das Reich Gottes in der unfriedlichen Koexistenz mit dem Bösen. Nicht wegen der praktischen Unerkennbarkeit des Bösen – die ja sicher auch ihr Recht hat – sondern wegen der prinzipiellen Unerkennbarkeit. Oder anders ausgedrückt: weil wir nie sicher sein können, ob wir nicht an dem, was wir als böse erkennen, selber als Täter beteiligt sind. Und weil wir nie sicher sein können, ob Gott nicht aus dem, was wir als Werk der Zerstörung identifizieren, gerade einen Segen wachsen lässt. Die Koexistenz mit dem Bösen ist die einzige Form, in welcher wir überleben können – so müsste man es zugespitzt ausdrücken. Und das muss auch das Problem der matthäischen Gemeinde gewesen sein, die offenbar die Neigung hatte, ihr Wissen um das Böse zu missbrauchen und es zur Stärkung der eigenen Gruppenidentität – und zur Verunglimpfung der «Feinde», die zum Zeitpunkt ihrer Existenz mit grosser Wahrscheinlichkeit die «jüdischen Brüder» waren. Matthäus stellt sich mit seinem Evangelium gegen diese Weise der Identifizierung des Bösen mit «dem andern», dem «Feind», und er ortet den «Feind» ganz anderswo: in der Unheimlichkeit und Unverständlichkeit.

Diese Art der Sicht des Bösen ist eine andere als diejenige, die im Strafgesetz des Alten Testaments zum Ausdruck kommt. Hier, bei Matthäus ist der Kampf gegen das Böse wesentlich komplizierter geworden, der Feind wesentlich heimtückischer, und die Hoffnung wesentlich instabiler und zerbrechlicher. Sie ist nicht mehr rechtsstaatlich abgesichert, und der Kampf gegen das Böse ist wieder offen. Es besteht keine Hoffnung mehr darauf, dass «wir die Sache schon regeln» können; sondern es besteht einzig noch die Hoffnung darauf, dass Gott auch die Übermacht des Bösen, des Feindes niemals zum Anlass nehmen wird, es zu rechtfertigen. Oder anders ausgedrückt: es besteht nur noch die Hoffnung auf das Endgericht, das die Dinge wieder zurechtrücken soll und wird – wenn anders denn der Glaube überhaupt sein Recht hat. Das Auftreten dieses Feindes im Gleichnis ist Anfechtung; es ist die Infragestellung Gottes selber. Und die Frage, die am Schluss des Textes entsteht ist folgende: Worin besteht denn der eingangs formulierte Vergleich mit dem Reich Gottes («Das Reich Gottes ist wie...»)? Müssten wir nicht zum Schluss kommen, dass das Reich Gottes in diesem erhofften Gericht besteht, das einst die «Dinge wieder zurechtrücken» wird. Müssten wir nicht sagen: Dieses Gericht gibt es tatsächlich, wir spüren seine Wirkungen bis mitten hinein in unsere Existenz, indem wir uns nicht abfinden können mit den abscheulichen Taten «des Feindes»? Müssten wir nicht sagen: Unsere Hoffnung ist dieses Gericht, so wie es uns Matthäus im Vers 30 unseres Textes sagt? Und müssten wir nicht die Ansage in Vers 24 «Das Reich der Himmel ist gleich...» gerade auf diesen Vers 30, auf das Gericht beziehen?

PD Dr. Kurt Schori, Privatdozent Religionspädagogik am Institut für praktische Theologie der Universität Bern.

Bibelarbeit: Unsere Welt heute – das Gleichnis vom Unkraut unter dem Weizen

Zeit	Inhalt, Arbeitsform	Material
	Auf den Text zu	
10'	1. Vor Beginn Der Weg in den Kursraum bzw. in den Stuhlkreis wird so gestaltet, dass die TN mit verschiedenen bedrohlichen, «bösen» Lebens- und Weltsituationen konfrontiert werden (Hunger, Krieg, Unrecht, Terror...). Dazu können z.B. Fotos, Zeitungsschlagzeilen etc. an die Wände gehängt oder als Wegbegrenzung auf den Boden gelegt werden. Plenum: Begrüssung, Einstieg ins Thema Welche Gefühle/Gedanken hat das «Ankommen» bei den TN ausgelöst? Falls sich die TN nicht kennen: Vorstellungsrunde mit dieser Frage verbinden.	Material aus Zeitungen, Fastenopfer-/Brot für alle Unterlagen. Stuhlkreis Mitte: Ähren, Pflanzen etc.
	Mit dem Text unterwegs	
20'	2. Plenum Mt 13,24-30 lesen, Austausch: <ul style="list-style-type: none"> - Wie wirkt der Text angesichts unserer Weltsituation? - Woran bleibe ich hängen, welche Fragen habe ich? - Welche Anliegen, Ziele, Ansichten prägt das Verhalten der Knechte, welche das des Gutsherrn? Wer steht mir näher? 	Textblätter Flipchart zum Sammeln
45'	3. Rollenspiel: Aktualisierung des Gleichnisses <ul style="list-style-type: none"> - Gruppeneinteilung in Knechte, Gutsherrinnen und Beobachterinnen. - Rollenvorbereitung: Knechte und Gutsherrinnen setzen sich mit den heutigen Weltsituationen auseinander und sammeln Argumente für ihre Positionen, Beobachterinnen planen, auf was sie achten wollen (10'). - Spiel: Knechte präsentieren eine aktuelle 	

	<p>Weltsituation, fordern die Gutsherrinnen heraus (Wie ist es dazu gekommen? Eigentlich sollte die Welt doch gut sein!) und machen radikale Handlungsvorschläge im Stil des «Unkraut ausreissen». Die Gutsherrinnen reagieren.</p> <ul style="list-style-type: none"> - Spiel für 2-3 Weltsituationen wiederholen (jeweils 5') - Auswertung: Erst Beobachterinnen (Was ist ihnen aufgefallen? Dann Knechte, dann Gutsherrinnen (Wie haben sie sich gefühlt? Was ist ihnen wichtig geworden?) (15') 	
	Über den Text hinaus	
15'	<p>4. Gruppenarbeit/Plenum:</p> <ul style="list-style-type: none"> - Beispiele suchen: Welche Menschen oder Menschengruppen handeln heute nach dem Prinzip «Ausreissen», welche nach dem Prinzip «Wachsen lassen bis zur Ernte»? - Warum handeln sie so? Welche Prinzipien, Interessen, Handlungsmöglichkeiten stehen dahinter? - Wer profitiert von diesem Verhalten? Wer leidet darunter? 	Flipchart
20'	<p>5. Plenum: Zusammentragen und Diskussion</p> <ul style="list-style-type: none"> - Wie plausibel ist die Lösung des Gleichnisses (Nicht einfach wachsen lassen sondern «Wachsen lassen im Vertrauen auf die Ernte/das Gericht»)? - Was braucht es, damit dieses Vertrauen möglich ist? - Wo liegen die Grenzen für dieses Verhalten? 	
10'	<p>6. Abschluss: Blitzlicht Lied: «Gib uns Weisheit, gib uns Mut» (KG 229/ RG 835</p>	Liederblätter / Gesangbücher

Lic. theol. Detlef Hecking, Zentralsekretär des Schweizerischen Katholischen Bibelwerks und Leiter der Bibelpastoralen Arbeitsstelle in Zürich, und Luisa Heislbetz, Theologin (Redaktionell leicht bearbeitet.)